Abhängigkeit hat viele Gesichter

Autor(en): **Weiss Gerber, Claudia**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schauplatz Spitex : Zeitschrift der kantonalen Spitex Verbände Zürich, Aargau, Glarus, Graubünden, Luzern, Schaffhausen, St. Gallen, Thurgau**

Band (Jahr): **- (2007)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-822345

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Abhängigkeit hat viele Gesichter

Das Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung (ISGF) in Zürich erforscht Abhängigkeiten, untersucht die Wirksamkeit von Behandlungsprogrammen und gibt die Erkenntnisse in Kursen weiter. Wann man von Sucht spricht und wie Prävention aussehen sollte, erklärt Susanne Schaaf, Projektverantwortliche und Forschungsleiterin am ISGF.

Von Claudia Weiss Gerber

Die Klientin sitzt in ihrem Lehnstuhl und nimmt einen grossen Schluck aus einem vollen Glas Whisky. Das ist nicht das erste Mal. Die Spitex-Mitarbeiterin, die ihr eigentlich nur den Verband wechseln sollte, ist verunsichert: Soll sie reagieren? Hat ihre Klientin ein Suchtproblem? Oder geniesst sie bloss einen gemütlichen Nachmittag? Ab wann ist jemand überhaupt süchtig?

Am Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung (ISGF) in Zürich ist klar: «Wir orientieren uns u. a. am Suchtbegriff gemäss ICD-10, dem Handbuch der internationalen Klassifikation von Krankheiten, erstellt von der Weltgesundheitsorganisation (WHO)», erklärt Psychologin Susanne Schaaf, Projektverantwortliche für Weiterbildung zum Thema Sucht und Forschungsleiterin stationäre Suchttherapie am ISGF. «Der Ausdruck Sucht wird im Alltag rasch verwendet, Fachleute sprechen eher von einem Abhängigkeitssyndrom.»

Abhängig ist gemäss der WHO-Klassifikation jemand, der

a) einen starken Wunsch nach Gebrauch einer Substanz verspürt, auch wenn er weiss, dass sie schädlich ist;
b) Schwierigkeiten hat, den Gebrauch zu kontrollieren;
c) eine Substanz anhaltend braucht trotz schädlicher Folgen (wie beispielsweise jemand, der gleich nach einer Raucherbein-Operation weiterraucht);
d) diesen Wunsch vor alle anderen Aktivitäten und Verpflichtungen stellt.

Es entwickelt sich eine Toleranzerhöhung (Steigerung der Dosierung, um einen Effekt zu erzielen) und beim Absetzen der Substanz können körperliche Entzugserscheinungen auftreten.

Ein Glas Whisky jeden Nachmittag ist also nicht per se ein Beweis für eine Abhängigkeit. Die nächste Frage wäre, ob die Klientin den Whisky kontrolliert geniesst und jederzeit darauf verzichten könnte oder ob sie ihn dringend braucht, weil sie sonst unruhig wird oder unter Stimmungsschwankungen leidet. Je nach Schweregrad des Konsums sprechen Fachleute von schädlichem Gebrauch, Missbrauch oder Abhängigkeit.

Das Institut

Das Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung (ISGF) wurde 1993 von einem Kreis engagierter Fachkräfte gegründet, welche die drängenden Drogenprobleme angehen wollten. Das Institut ist gemeinnützig und multidisziplinär ausgerichtet. Trägerin ist die gleichnamige Stiftung für Sucht- und Gesundheitsforschung. Zu Beginn lag der Schwerpunkt auf der Evaluation von Interventionen im Bereich illegaler Drogen, mittlerweile deckt das Institut ein breites Spektrum von Forschung und Dienstleistungen ab, insbesondere in den Bereichen legale Suchtmittel, Suchtverhalten, Gesundheitsförderung und -ökonomie, Beratungen und Weiterbildungen. Für weitere Informationen: www.isgf.ch.

Bilder Thema Sucht: Georg Anderhub, Luzern.

Nicht wegschauen

Die Grenze zwischen gelegentlichem, zunehmendem und übermässigem Konsum ist fliessend, und Abhängigkeit hat viele Gesichter. Nicht alle Substanzprobleme sind für Aussenstehende so deutlich und dramatisch sichtbar wie diejenigen eines Heroinabhängigen, der sich auf offener Strasse die Spritze setzt. Auch die gepflegte Managerin eines Top-Unternehmens kann abhängig sein von Kokain, Zigaretten, Medikamenten oder Arbeit. Bei Unsicherheit, ob der eigene Konsum oder jener einer nahe stehenden Person bereits problematisch ist, kann zum Beispiel die Checkliste der Schweizerischen Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme (SFA) in Lausanne weiter helfen. Auch für andere Drogen stehen bei der SFA Checklisten zur Verfügung (siehe Kasten). Erhärtet sich der Verdacht auf eine Abhängigkeit, ist es für die Personen im Umfeld des betroffenen Menschen oft schwierig zu entscheiden, wie sie angemessen reagieren sollen. Die erwähnte Fachstelle für Alkoholprobleme empfiehlt als Grundsatz: «Nicht wegschauen, sondern hinschauen; offen sein für den Dialog und Grenzen setzen.»

Für Betriebe wie die Spitex empfiehlt Susanne Schaaf vom ISGF, auf übergeordneter Ebene ein spitex-einheitliches Vorgehen festzulegen und allen Mitarbeitenden ein Grundwissen und Interventionshilfen zu vermitteln und eventuell auch eine Hotline einzurichten. Denn einfach anzugehen sind solche Problemsituationen für Pflegefachleute nicht: «Der Pflegeauftrag lautet z. B. Wundpflege und nicht Behandlung von Alkoholismus. Den Spitex-Mitarbeitenden fehlt nicht selten das nötige Fachwissen im Umgang mit Suchterkrankten. Gleichzeitig sind sie oft wichtige Kontaktpersonen für die betreuten Klientinnen und Klienten und hätten somit die Möglichkeit, auch bei Suchtproblemen die Betroffenen zu unterstützen.»

Der Kurs

Der Kurs zum Thema «Umgang mit Klientinnen und Klienten mit Suchtproblemen im pflegerischen Berufsalltag» wurde bereits mehrmals durchgeführt, der nächste Kurs findet am 19. und 20. November 2007 am ISGF in Zürich statt. Auskünfte erteilt Kursadministration Dora Hamann, Telefon 044 448 11 60, E-Mail isgf@isgf.unizh.ch; Informationen unter www.isgf.ch > Weiterbildung > aktuelle Kurse.

Neue Abhängigkeiten

In den letzten Jahren hat das Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung auch neuere Abhängigkeiten wie Internetsucht, Computerspielsucht oder Sexsucht registriert. Eine Studie über Internetsucht des Zürcher Psychotherapeuten Franz Eidenbenz von 2000/2001 zeigt, dass bereits damals 6% von rund 560 Befragten als süchtig oder gefährdet eingestuft werden mussten. Süchtige verbringen durchschnittlich 35 Stunden, Gefährdete rund 20 Stunden pro Woche im Internet. Von den Abhängigen sind rund ⅔ männlich und unter 20 Jahre alt, und knapp ⅔ leben in keiner festen Beziehung. Das Internet dient streckenweise als Beziehungsersatz. Hochgerechnet auf die rund zwei Millionen Internet-Benutzenden im Januar 2001 kämpften somit nach zurückhaltender Einschätzung bereits über 50 000 Personen mit einer Internet-Sucht oder waren zumindest gefährdet.

Fachleute sind sich zwar nicht einig, ob man den Begriff «Internet-Sucht» so benützen darf, weil die Abhängigkeit «nicht substanzgebunden» ist. Unbestritten ist dagegen, dass rund um Chaträume, Onlinespiele und Sexseiten eindeutige Symptome von Abhängigkeit auftreten können. Diese Symptome sind bei allen Formen von Abhängigkeit ähnlich. Das Beispiel der Internetsucht lässt sich entsprechend übertragen: Ein Zwang oder starkes Verlangen, sich ins Internet einzuklicken; eine gedankliche Einengung auf die Welt des Internets; Kontrollverlust über das Zeitmass des «Online-Seins»; Bagatellisierung; negative Auswirkungen auf Arbeit, Familie, Freundeskreis und Freizeitverhalten; negative Auswirkungen auf Gesundheit (Schlafmangel; Fehlernährung, weil man das Essen vergisst; übermässige Belastung von Augen und Wirbelsäule) bis hin zu psychischen Störungen wie Unruhe, Nervosität, Reizbarkeit, Unkonzentriertheit und Unzufriedenheit.

Die Fachstelle

Die im Artikel erwähnte Checkliste Alkohol ist auf der Homepage der Schweizerischen Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme (SFA) abrufbar: www.sfa-ispa.ch. Bei der Fachstelle sind zahlreiche weitere Unterlagen und Materialien zum Thema Alkohol erhältlich. Auch über regionale Suchtberatungsstellen gibt die SFA gerne kostenlos Auskunft: 0800 800 280. Adresse: SFA, Postfach 870, 1001 Lausanne, 021 321 29 11.

Die Trends

Damit das Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung am Puls der Zeit bleibt, beteiligt sich das ISGF an einer jährlichen Monitoringstudie der Stadt Zürich. Junge, speziell geschulte und begleitete «Trend scouts» bewegen sich in der Party-Szene und beobachten die Trends. Die neuste Studie zeigt, dass Alkohol und Tabak in allen Szenen vermehrt konsumiert werden, illegale Drogen wie Opiate dagegen eher in den Hintergrund treten. Einzig Kokain ist nach wie vor in jeder Szene stark vertreten und taucht neuerdings auch in der Hip-Hop-Szene auf. «Wichtige Gradmesser», nennt Forschungsleiterin Susanne Schaaf solche Monitoringstudien: «Damit erhalten Behörden, Sozialarbeit und Forschung aktuelle Daten über Trends und werden nicht erst im Nachhinein über vergangene Konsummuster informiert.»

Die Daten helfen den beteiligten Institutionen (z. B. Beratungs- und Präventionsstellen) bei der Planung von Präventionsmassnahmen. Prävention ist dabei umfassend zu verstehen: So kann zum Beispiel auch die kontrollierte Heroinabgabe zu den präventiven Massnahmen gezählt werden, und zwar als eine Form der tertiären Prävention, die ihre Wirkung darin zeigt, dass Abhängige weniger gesundheitsschädigendes (Prostitution, unsauberen Stoff) oder gesellschaftlich problematisches Verhalten (Beschaffungskriminalität) aufweisen und sich ihre Lebenssituation stabilisiert.

Schlagzeilen in der Öffentlichkeit machen zurzeit aber eher Präventionsmassnahmen in Form von Reglementierungen für Tabak- und Alkoholkonsum. Susanne Schaaf erklärt dazu: «Die Präventionsforschung zeigt, dass eine wirksame Prävention auf verschiedenen Ebenen stattfinden soll. Allgemeine und zielgruppenspezifische Aktionen sollen mit sinnvollen Reglementierungen kombiniert werden. In gewissen Bereichen sind Verbote angebracht, wie die Auswirkungen des Gurten- und Helmobligatoriums oder das Schutzalter zur Verhinderung von Verkauf von Alkohol an Minderjährige zeigen.» In diesen Bereich gehört auch das Rauchverbot in Italien. Damit Reglementierungen jedoch greifen, müssen sie konsequent kontrolliert werden. Und damit Prävention wirkt, muss sie zielgruppenspezifisch ausgerichtet sein, also beispielsweise gezielt und altersgerecht Jugendliche in ihrem Umfeld ansprechen.

Suchtfreie Gesellschaft?

«Prävention ist unerlässlich», sagt Susanne Schaaf, «aber eine suchtfreie Gesellschaft schaffen zu wollen, ist eine Utopie. Verhaltensänderung ist ein komplexer Vorgang, in dem die Betroffenen das Wissen über problematisches Verhalten mit dem Nutzen bzw. dem Schaden ihres Verhaltens abwägen.» Auch wenn das Wissen vorhanden ist (Schädlichkeit des Rauchens, Gefahren von ungeschütztem Geschlechtsverkehr, Risiken von Autorasen oder Variantenskifahren am Lawinenhang), bedeutet das nicht, dass sich das Individuum «vernünftig» verhält. Präventionsmassnahmen müssen daher immer auf verschiedenen Ebenen erfolgen. ❑

Klinik für Internetsüchtige

Internet- und Spielsüchtige werden in Genf in einer spezialisierten Klinik behandelt. Es ist das erste Zentrum für so genannt «neue Suchtformen» in der Schweiz. Dies teilte die Genfer Universitätsklinik als Betreiberin des Zentrums mit. Bei Spiel- und Internetsucht sind viele der Süchtigen zumindest zu Beginn sozial integriert. Für ihre Sucht vernachlässigen sie dann aber immer mehr alle anderen Aktivitäten. ❑